

Priester und Laien viele Menschen zu Gott hingewendet. Darin ist die Gefangenschaft nicht nur eine Lehre, sondern eine Bestätigung des Weges, auf dem sich die Heimat befindet: Laien am Werk, jeder nach dem Maß seiner Gabe, als Vollkatholiken im täglichen Leben in helfender Nächstenliebe, von der Kirche geschult, gesendet und gestärkt.

Unser Thema kann nicht gültig geschlossen werden, ohne die wichtigste und beste Erkenntnis anzuführen, die alle Katholiken in der Gefangenschaft machen konnten:

Das enge Zusammenleben brachte jeden mit allen vorhandenen religiösen und politischen Richtungen in Berührung. Beobachtung und Aussprache drängten unwillkürlich zum Vergleich. Das Ergebnis war: den anderen Religionsgemeinschaften fehlt die Einheit und Bestimmtheit im Inhalt ihrer Verkündigung und ihres Wollens; die politischen Richtungen bieten dem letzten Suchen und Fragen der Menschen nichts — ganz abgesehen davon, daß sie von den Menschen mit abgrundtiefem Mißtrauen aufgenommen und begleitet werden — und beiden fehlt der geschichtliche Ausweis ihrer Bewährung. Das katholische Christentum hilft den Menschen da, wo sie es brauchen. Bei allen Fehlern in den eigenen Reihen während dieser Bewährungsprobe bestärkte sich in jedem Katholiken, der darüber nachsann, die Erkenntnis, daß nichts in der Gegenwart da ist, was den Vergleich mit seiner Kirche aushalten oder sie ersetzen könnte. Die Augenblickserfolge anderer Richtungen mögen aus naheliegenden Gründen größer sein — wir haben die Einheit der tragenden Idee und die Hilfe für die Menschen in äußerster geistiger Not und das Hinterland der Geschichte. Vorausgesetzt, daß die Laien jeden Alters zusammen mit ihren Priestern daran arbeiten, die Werte ihres Glaubens durch große tätige Nächstenliebe und soziale Opfer unter den Menschen ihrer Umgebung und ihres Alters zu verwirklichen, ist die katholische Kirche wieder einmal und mehr denn je für die Gegenwart berufen und zukunftssträchtig. — Das steht für uns Katholiken hinter allen Erfahrungen der Gefangenschaft als wertvollste geistige, geschichtliche und frohmachende Erkenntnis.

Charles Péguy

Von O. M. VON NOSTITZ

Charles Péguy weilt nun schon fast ein Menschenalter nicht mehr unter den Lebenden. Er ist im September 1914 einundvierzigjährig in der Schlacht vor Paris gefallen. Sein Werk, das zu seinen Lebzeiten nur eine kleine Gemeinde in seinen Bann zog, hat jedoch eine kaum von anderen Zeitgenossen erreichte Frische und Lebendigkeit bewahrt; zugleich hat der Mensch Péguy immer mehr an Ausstrahlung gewonnen. Dieser ungewöhnliche Mann der Feder, der sich wie kein anderer als Sohn seines Volkes fühlte, der sich der „piétaille“, dem Fußvolk, zurechnete und glücklich war, wenn er mit den Männern seiner Heimat, den Winzern der Loire und den Bauern der Beauce

und den Handwerkern von Orléans in Reih und Glied ziehen konnte — Péguy ist all die Jahre mit seinen Franzosen weitergewandert. Sie haben ihn freilich nicht immer gesehen, in den Jahren der Verflachung, der Galvanisierung einer alten Welt, die dem Siege von 1919 folgten, aber als die Jahre der Niederlage zu einer Besinnung auf die wirklichen Werte führten, da stand Péguy mitten unter den Lebenden. Und es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir ihn heute als mit den wesentlichsten Inspirator einer jungen christlichen Elite Frankreichs bezeichnen, die den Abgrund der Verzweiflung, jene nackte und blinde Existenznot, von der noch so viel und so laut die Rede ist, innerlich überwunden hat und sich die ewige Wirklichkeit des Christentums neu erkämpfte. Daraus folgt aber zugleich, daß Péguy nicht nur eine innerfranzösische Bedeutung zukommt. Es geht diesem Dichter um eine allgemein menschliche Situation, die in besonderem Maße die unsere ist.

Zu einem guten Teil mag Péguys Eigenart daran schuld sein, daß sein Werk erst heute in Frankreich wirklich entdeckt wird — wovon die ersten umfassenden Arbeiten über Péguy, die Bücher von Romain Rolland, Jean Delaporte und André Rousseaux, die alle um 1944 erschienen sind¹, Zeugnis ablegen — und daß er dem geistigen Deutschland, im Gegensatz etwa zu dem anderen tragenden Pfeiler des „renouveau catholique“, zu Paul Claudel, kaum dem Namen nach bekannt ist. Denn Péguy steht einesteils abseits, auf der anderen Seite ist sein Werk gerade aufs engste in die von ihm durchlebte Wirklichkeit verflochten.

In den knappen siebzehn Jahren, in denen er die Feder führte, ist dieses sein Werk zu einem bedeutenden Umfang angewachsen: Seit 1900 erschien die Zeitschrift, für die er seine Existenz aufopferte, die er bis in die technischen und kommerziellen Einzelheiten hinein besorgte, die „Cahiers de la Quinzaine“. Jahr für Jahr brachte sie mehrere, zuweilen bis zu 20, umfangreiche Bände heraus, die zum größten Teile von Péguy selber bestritten wurden. Bis etwa um 1910 handelt es sich — abgesehen von dem Jugendwerk, der ersten „Jeanne d'Arc“ — fast allein um polemische und zeitkritische Schriften, die irgendein aktuelles Thema aufnehmen, das Péguy in seiner Auseinandersetzung mit den politischen, religiösen und sozialen Zeitströmungen zu weitausgreifenden Betrachtungen anregt. Erst in den letzten fünf Lebensjahren tritt dann neben die Prosa die Dichtung: Zunächst sind es die freien Rhythmen der drei Mysterien; es folgen die gebundenen Verse der „Tapisserie“ und das dichterische Hauptwerk mit seinen nahezu zweitausend vierzeiligen Alexandrinern, die „Eve“, die das Heilsdrama der Menschheit behandelt.

Dieses Werk also ist in gewissem Sinne abseitig. Wollte man eine Literaturgeschichte der Zeit schreiben, so müßte man Péguy entweder fortlassen oder in einem besonderen Kapitel behandeln. Sieht man von seiner persönlichen Verehrung Victor Hugo's und seiner Beziehung zu Bergson ab, so steht er in keinem Zusammenhang mit den Strömungen seines Säkulums, mit Symbolismus, Impressionismus oder Neuromantik; er psychologisiert und analysiert nicht wie der gleichzeitige Roman; er scheint überhaupt nichts mit dem

¹ Romain Rolland, Péguy, Paris 1944, Albin Michel; Jean Delaporte, Connaissance de Péguy, Paris 1944, Plon; André Rousseaux, Le Prophète Péguy, Neuchâtel 1943—1945, Cahiers du Rhône.

„modernen Europa“, mit Ibsen oder Dostojewski, zu tun zu haben, sondern neben dem christlichen Erbe und der Antike und vielleicht noch ein paar Philosophen nur die klassische französische Tradition zu kennen. Seine Dichtung befaßt sich überdies im Grunde nur mit einigen großen theologischen Themen, die uns zwar alle im Innersten angehen, die aber dem Durchschnittsgebildeten von 1910 und auch noch von 1930 als eine etwas fremde und abgestandene Angelegenheit vorkommen mochten.

Der Zugang zum Werke Péguy's wird andererseits gerade durch seine „Inkarnation im Zeitlichen“ erschwert: Seine Gedankenwelt ist nicht in ein klares, übersichtliches System gebracht; es bedarf eines Studiums, um die großen tragenden Themen aus den Verschlingungen der zeitgebundenen Auseinandersetzungen herauszulösen, so wie man sich ganz dem besonderen Rhythmus der Dichtung, der wellenförmigen, zuweilen monotonen Wiederkehr ihrer Motive hingeben muß, um ihrem Zauber zu erliegen.

Nimmt man hinzu, daß Péguy in den kurzen, gedrängten Jahren seines reichen Lebens in zahlreichen Rollen auftrat, daß er gewissermaßen Polemiker, Chronist, Zeitkritiker, Philosoph, Dichter und Theologe gewesen ist und daß seine geistige Entwicklung vom Sozialismus Jaurès'scher Prägung über Bergson zum Katholizismus führte, so wird zugleich begreiflich, daß die Urteile über ihn auseinandergehen. Und doch scheint es nicht allzu schwer, den Schlüssel zu dieser nur äußerlich diffusen, im Grunde so einzigartig geschlossenen geistigen Welt zu finden. Freilich darf man hierbei nicht von ästhetischen Kategorien ausgehen. Denn das Grunderlebnis Péguy's ist nicht wie etwa bei Romain Rolland ein ästhetisches, und er gehört auch nicht wie ein Claudel zu jenen Naturen, die in einer Kontemplation höherer Art, in Lobpreisung von Schöpfung und Schöpfer ihre Erfüllung finden. „Alles, was er schrieb, wurde zur Tat, und jede Tat war auf ein Ziel gerichtet, oder — wie wir auf Französisch sagen — auf eine Sache“, schreibt Claudel von ihm. Auf welche Sache? In Péguy setzt sich eine große christliche Tradition fort, in der ein Augustinus, ein heiliger Bonaventura, ein Pascal vereint sind. Wie bei jenen kreist letztlich sein ganzes Sein, sein leidenschaftliches Denken um ein einziges Anliegen: es geht ihm um das Heildrama, in das die Menschheit verstrickt ist. Nicht so sehr das eigene Seelenheil, sondern Erlösung oder Verdammnis Frankreichs, der Christenheit, eines jeden Menschenwesens: das ist die brennende Frage, die immer vor diesen großen und ernsten Augen unter der mächtigen Stirn steht, deren wunderbar fester und durchdringender Blick beim Knaben und reifen Mann immer der gleiche geblieben ist. Und die gleiche Frage ist der Leitfaden, der sich durch das gesamte Werk zieht und aus ihm bei aller äußeren Mannigfaltigkeit eine Einheit macht. Wenn man in diesem Werk gleichwohl Widersprüche herausfinden kann — wie Romain Rolland einige aufzählt —, so deshalb, weil die Antworten auf den Stadien eines Weges notgedrungen verschieden ausfallen mußten, der sich durch die geistige Situation von 1890 hindurchzukämpfen hatte. Aber es ist bei Péguy, wie er einmal mit Stolz bekannt hat, immer der gleiche gerade Weg, der zu einer ständigen Vertiefung führt, nicht zu einem Bruch, wie bei einem Claudel, dem sein plötzliches Erleben der Gnade in Notre Dame nach seinen Worten „die Haut abstreifte“.

Bevor wir Péguy auf den Hauptetappen dieses seines Weges begleiten, müssen wir noch einen Blick auf seine Ursprünge werfen.

Péguy ist in Orléans geboren, ein Kind der Ile de France, die er Zeit seines Lebens kaum verlassen hat, darin wieder dem Weltwanderer Claudel unähnlich. In seinem großen Gedicht über seinen Pilgergang nach Chartres spricht er so zur Mutter Gottes über seine Heimat:

Am Saum der Ebene, am lichten Flusse,
An unserer Loire sind wir Dir geboren,
Und dieser Strom im Sande, ruhmerkoren,
Fließt nur für Dich und netzt Dein Kleid im Kusse.

Wir sind vom Saum der Beauce, Deinem Lande,
Und haben schon in unsren jungen Jahren
Vom Dorf und rauhen Bauernvolk erfahren,
Wir sahn den Spatenstich am Grabesrande.

Mit Stolz bekennt er sich zu seinen zähen bäuerlichen Vorfahren; er sagt einmal: „Von den Winzern . . . knotig wie der Weinstock und fein wie die Reben, von jenen Frauen, die am Flußufer die Wäsche wuschen, von der Großmutter, die die Kühe hütete und nicht lesen und schreiben konnte, von ihnen kommt mir alles, was ich bin.“ Und ein andermal ist es die „Namenlosigkeit dieser unendlichen Rasse“, die ihn mit Freude erfüllt; auch er will ja nur ein Baum sein in diesem unermeßlichen Walde, eine Garbe in dieser unermeßlichen Ernte, ein Christ der gewöhnlichen Sorte“. All das sind keine Phrasen, sondern daraus spricht die ruhige Sicherheit eines Mannes, der einen jahrhundertlang aufgespeicherten Platz sein eigen weiß und davon zehren kann, der „nicht als Intellektueller zum Volke herabsteigen“ muß, der „selber Volk ist“. Es ist wichtig für das Verständnis Péguy's, diese seine Ursprünge nicht zu vergessen. Er mag ihnen „nicht alles verdanken, was er ist“ — denn es bleibt ein geheimnisvoller Funken, der nur dieser einzigen Seele verliehen ist —, aber sein Wirklichkeitssinn, der ihn nie verlassen wird, seine robuste Vitalität, die nichts niederzwingt, die Zuversicht, die alle Trauer und Niedergeschlagenheit schließlich überwindet, dazu eine Frische, aber auch Schroffheit des Umgangs und eine gewisse bäurische Pffiffigkeit, all das sind Eigenschaften, die diesem Erbgut entstammen und auch in sein Werk eingegangen sind.

Péguy ist in Orléans aufgewachsen; der Vater, ein Tischlermeister, war bald nach seiner Geburt gestorben, und so lebte er mit seiner Mutter, die sich als Stuhlflechterin ernährte, und seiner Großmutter in einem Milieu kleiner Handwerker, die sich ehrlich und fleißig von ihrer Hände Arbeit ernährten und die ländlichen Sitten, die unverbildeten Anschauungen ihrer Vorväter bewahrt hatten; es war noch ein Stück alten Frankreichs, unberührt von der Industrialisierung und für Péguy's Entwicklung von grundlegender Bedeutung: diese ländlichen Kleinbürger verkörperten ihm „le bon peuple“; aus ihrem Holz sind die Landleute, die Gärtner und Holzfäller seiner Mysterien geschnitzt, die zu Gott in einem patriarchalischen Verhältnis stehen und mit ihm vertrauliche Zwiesprache halten. Durch dieses Orléans seiner Jugend hat vor

allem schon das Kind einen festeingewurzelten Glauben an das Gute im Menschen mitbekommen, der nun seine Bewährungsprobe bestehen muß, als der Knabe aus dieser kleinen Welt heraustritt, als seine Lehrjahre in den Schulen von Orléans und Paris beginnen, in denen sich der fleißige Schüler durch Stipendien bis zur „Ecole Normale“ hocharbeitet. Wie alles, was er anfang, hat Péguy seine Ausbildung sehr ernst genommen, sich schon früh durch gründliches Denken hervorgetan und sich die gediegene klassische und philosophische Bildung angeeignet, von der sein Werk Zeugnis ablegen wird; zugleich schließt er die beständigsten Freundschaften seines Lebens. Diese Schuljahre brachten aber auch den Beginn der Auseinandersetzung mit der modernen Welt, die ihn zunächst von seinen Ursprüngen zu entfernen scheint. Er wendet sich von der Kirche ab, ist der Meinung, daß sie „die Religion der Reichen“ vertrete und ihren sozialen Aufgaben nicht genüge; er wird Sozialist mit scharfer Frontstellung gegen die Bourgeoisie und aus einem warmen Gefühl für das Elend der niederen Klassen heraus. Aber schon ist es die Heils- und Erlösungsfrage, die ihn ganz gefangennimmt, wenn er auch noch keine transzendente Antwort für sie findet. Seine ersten schriftstellerischen Versuche, bei denen ihn sein frühverstorbenen Freund Marcel Baudouin stark beeinflußt, zeugen hiervon in verschiedener Weise. Es sind einerseits die sozialistischen Zukunftsideen, die in den zwei utopischen Manifesten vom „sozialistischen Staate“ und dem „harmonischen Gemeinwesen“ zum Ausdruck gelangen. Daneben tritt aber bereits die Gestalt der Heiligen, die ihn sein ganzes Leben lang begleiten wird: Mit vierundzwanzig Jahren vollendet er seine erste „Jeanne d'Arc“, ein dreiaktiges Drama, das die Heilsfrage, die Überwindung des menschlichen Elends zum eigentlichen Thema dieses Heiligenlebens macht, — des Elends, das seine höchste Steigerung in der ewigen Verdammnis findet. Jeanne, die „unruhige, unersättliche Seele“, die ganz von der Angst um das Heil der Welt besessen ist, sie fühlt sich berufen, gegen dieses Elend anzukämpfen, aber sie scheitert. Sie empört sich gegen Gott, der solches geschehen läßt; sie bietet ihren Leib, ihre Seele den ewigen Qualen an, wenn dadurch die Verdammten gerettet werden können; aber ihr Kampf ist vergebens, das Elend bleibt, und so wird sie in der Verzweiflung verharren und die Hölle auf sich nehmen, ohne Hoffnung, den Schmerz nur eines der Unglücklichen lindern zu können. Wir sehen: in dieser Johanna lebt Empörung, aber es ist bereits eine metaphysische Frage gestellt, die mit doktrinärem Sozialismus nichts zu tun hat und früher oder später eine Antwort aus anderen Bereichen finden wird.

In Péguy's erste Pariser Zeit, in der er ganz der sozialistischen Sache lebt, eine sozialistische Buchhandlung gründet und Jaurès als eine Art Heros verehrt, fällt die Affäre Dreyfuß.

Péguy stürzt sich mit Begeisterung in den Kampf, drängt zur Tat, leitet die Straßenaktionen der jungen republikanischen Garde des Quartier Latin. Im Grunde ist es wieder die Heilsfrage, die ihn antreibt. Hören wir ihn selbst zehn Jahre später. Wenn wir als Deutsche jetzt diese Worte lesen, werden wir das bittere Gefühl nicht los, daß wir eines solchen Mahners wie Péguy bedurft hätten.

„Eine einzige Ungerechtigkeit, ein einziges Verbrechen, eine einzige Illegalität, vor allem, wenn sie amtlich registriert, bestätigt ist — eine einzige Ver-

legung der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, des Rechts, vor allem, wenn sie auf legale, vernünftige, bequeme Weise gebilligt wurde, ein einziges Verbrechen zerbricht den Gesellschaftsvertrag und reicht aus, um ihn zu zerbrechen... Es ist eine brandige Stelle, die den ganzen Körper vergiftet... Uns war es hierbei nicht weniger um Frankreichs Heil zu tun... Im Grunde unseres Herzens wollten wir nicht, daß Frankreich in den Zustand der Tod-sünde falle...“

Der so spricht, ist ein Glaubensstreiter und kein Politiker. Péguy mußte nur zu bald erkennen, daß das Feuer, das in ihm brannte, nicht auch in der sozialistischen Partei glühte, daß in ihr zunehmend politischer Opportunismus vorherrschte. So kommt es zu einer elementaren Ernüchterung, zum Bruch mit Jaurès, den Péguy seitdem mit dem Haß gekränkter Liebe verfolgt hat. Die Partei erscheint ihm nun als ein „destruktiver Mechanismus, eine Welt ohne Persönlichkeiten, ohne geistige Werte, ohne Hoffnung, eine Bürokratie.“ Und er sieht sich auf sich selbst gestellt, als er auch dem sozialistischen Verlag den Rücken kehrt und mit ein paar Freunden gegenüber der Sorbonne den kleinen Laden auf tut, in dem sich der Vertrieb der „Cahiers“ abspielt, die den „wahren Sozialismus“, seinen moralischen Elan, wachhalten und eine „Mystik“, keine „Politik“ vertreten sollen.

Etwa gleichzeitig mit dieser Trennung vollzieht sich eine geistige Begegnung, die für Péguy von der größten Bedeutung werden sollte: die Begegnung mit Bergson. Vierzehn Jahre lang wird der gefeierte Philosoph den stämmigen, bärtigen Mann in der langen Pelerine, die ihm das Aussehen eines Mönches gibt, bei seinen Mittwochvorlesungen im „Collège de France“ zum Zuhörer haben.

Wir mögen heute Bergson aus größerem Abstand betrachten und seinen verschwommenen Intuitionsbegriff, die Einseitigkeit seiner Lebensphilosophie kritisieren — es bleibt bestehen, daß ihm geistesgeschichtlich eine einzigartige Bedeutung zukommt: er hat die ersten entscheidenden Schläge gegen den mechanistischen Materialismus und Determinismus geführt und mit der Eingrenzung der Vernunftsphäre, der Betonung der Eigengesetzlichkeit des Lebendigen und der Einbeziehung lange vernachlässigter seelischer Grundkräfte in sein Denken etwa gleichzeitig mit Plancks Revolutionierung der Physik eine Entwicklung eingeleitet, die in unseren Tagen zu einer Überwindung des cartesianischen Weltbildes führt. Um 1900 mußte daher seine Lehre wie eine Befreiung empfunden werden, und Péguy war wie kein anderer dafür empfänglich: „Es ist eine denkwürdige Revolution“, sagt er nach einer der Bergsonschen Vorlesungen, „die sich in diesem kleinen Saale vollzieht: die Rückkehr der Metaphysik in die Welt; ein Kontinent, der seit Descartes versunken war, tritt wieder ans Licht.“

Vor allem ist es die Bergsonsche Umwandlung des Zeitbegriffs, die ihn fasziniert; wir werden noch sehen, daß sie bis auf seinen Stil von Einfluß gewesen ist. So spricht er von Bergsons „Entdeckung der Gegenwart“, die nun nicht mehr „äußerster Rand des Vergangenen“ ist, Leben in dem Augenblick, in dem es zum Tode wurde, sondern „freie und lebendige Gegenwart“. „Ein Mensch sah, daß das Heute nicht der Tag ist, der auf das Gestern folgt, sondern der Vortag des Morgen, und daß die Pflanze im Herbarium nicht mehr Pflanze ist und das Tier im Einmachglas nicht mehr Tier.“

Aber bei aller Bewunderung Bergsons und der Treue, die er ihm bis zuletzt bewahrte — seine letzte Schrift, die posthum veröffentlichte „Note conjointe“, ist aus einer Verteidigung des Meisters hervorgegangen —, seine Philosophie hat für Péguy doch nie mehr als eine Durchgangsstation bedeutet: Seinem Wirklichkeitssinn konnte ein vages Lebensidol, seiner nach echter Transzendenz dürstenden Seele eine weltimmanente Intuition nicht genügen. So war ihm die Bergsonsche Befreiung nur ein Ansporn, nach einer echten Metaphysik zu suchen, und diese Suche vollzieht sich nunmehr — nicht immer bewußt, mehr wie ein unterirdischer Strom, der sich sein Bett gräbt — in den kommenden Jahren, in denen äußerlich die Zeitkritik im Mittelpunkt seines Schaffens steht.

Auch sie hat letzten Endes wieder nur das eine Ziel, die geistigen und zeitlichen Voraussetzungen für den Heilsweg Frankreichs aufzuzeigen, der ihm durch das bedroht scheint, was er „le monde moderne“ nennt. Es ist die Welt, die er im geistigen Bereich durch Bergson erschüttert sieht, die Welt der Unfruchtbarkeit, der Glaubenslosigkeit und der Mechanisierung. Sie dokumentiert sich ihm — um nur einige Grundzüge zu nennen — durch die Allmacht des Geldes („das Geld, das König ward an Gottes Stelle“, heißt es in der „Eve“), einer Allmacht, die zur Sterilität, zur „Entschöpfung“ der Welt führt, da dadurch alles auswechselbar wird; weiter durch die Vermassung der Menschen, die mit konfektionierten Gefühlen empfinden, mit konfektionierten Gedanken denken, wohingegen es an „Herz, an Leben, an Volk“ fehlt. In den Geisteswissenschaften ist es Klio, die alternde Muse der Geschichte, die diese Welt repräsentiert und mit ihrem Zettelkasten den Ereignissen nicht zu folgen vermag; die Intellektuellen und die Gelehrten der Sorbonne gehören hierher, die den Geist an einen „scholastischen Materialismus“ verraten haben. Auch Christen sind nicht gefeit gegen diese Erscheinungen und von einem Verlust an mystischem Gehalt bedroht. Es ist alles in allem eine alte Welt; sie ist in besonderem Maße der Zeitlichkeit verfallen, die für Péguy — wie die Angst vor dem Tode für den frühen Claudel — den wirklichen Alpdruck bedeutet hat: die Erstarrung, das Altwerden, das „vieillessement“. Und wenn die „Modernen“ fruchtlos hiergegen aufbegehren, so erweisen sie eben hierdurch ihre Sterilität.

Bis hierher scheint dies alles pessimistische Kulturkritik zu sein, wie wir sie ähnlich bei einem Nietzsche oder auch einem George Sorel finden, dem „Père Sorel“, der bis zum Bruch mit Péguy im Jahre 1912 bei den allwöchentlichen Abenden in der „Boutique“ der „Cahiers“ den Ehrenplatz, nämlich den einzigen vorhandenen Stuhl, einnahm. Aber bald scheiden sich wieder die Wege. Von Nietzsches Herrenmenschentum und von Sorels „Réflexions sur la Violence“ — die zum Lehrstoff für die Diktatoren wurden — findet sich bei Péguy auch nicht der leiseste Ansatz; hingegen bleibt ihm „die Freiheit das große Geschenk Gottes, das vor allem den Franzosen zuteil wurde.“ Und er sieht schon früh den metaphysischen Hintergrund der Tragödie. Bereits 1904 schreibt er: „Die moderne Welt glaubte sich Gottes entledigt zu haben... In Wirklichkeit ist der Mensch nie von Gott so in die Enge getrieben worden... Früher konnte sich der Mensch mit Fug Mensch nennen, weil Gott sich Gott nannte. Heute hat sich alles verschoben. Da Gott sich auf dem Nullpunkt befindet, hat die alte Hybris ihr Werk vollbracht;

der menschliche Geist hat sein Fundament verloren, die Magnetnadel ist abgesprungen.“

Zeigt sich in all dem eine apokalyptische Untergangsstimmung? Wird Péguy an Frankreich, an der Christenheit verzweifeln? So hätte damals nur urteilen können, wer nichts von den geheimen Reichtümern und Gnadengaben dieser starken Natur wußte. Alle diese Jahre sind ja nur Vorbereitung für einen schöpferischen Durchbruch, der sich fast unbemerkt vollzieht, bis er durch den Eintritt der Gnade in das Leben Péguys offenbar wird. Sie kommt über Nacht, und er hat später aus eigenem Erleben über die verstohlenen Wege gesprochen, die ihr eigen sind. Im September 1908 gesteht er seinem treuen Freund Lotte, der ein wenig die Rolle eines Eckermann bei ihm spielt, ohne sich darin zu erschöpfen: „Ich habe Dir nicht alles gesagt . . . Ich habe den Glauben wiedergefunden . . . Ich bin Katholik.“

Dieses Bekenntnis hat volle Geltung — Péguy hat durch sein Leben und Werk dafür gezeugt —, mag auch ein Umstand anscheinend dagegen sprechen: Péguy ist bis an sein Lebensende — vielleicht mit Ausnahme der Messe von Mariä Himmelfahrt im August 1914, wenige Tage vor seinem Tode — den Sakramenten ferngeblieben. Man hat für diesen Vorgang nach verschiedenen Gründen gesucht. Daß Widerstände bei seiner Frau und deren Familie vorhanden waren, dürfte als Erklärung nicht ausreichen. Ebenso wird man nicht auf Glaubenserwägungen oder ein angebliches laizistisches Ressentiment verweisen dürfen; hierfür spricht nichts in den Äußerungen dieser letzten Jahre, in denen die sakramentale Gegenwart Christi im Mittelpunkt seines religiösen Denkens steht. Delaporte kommt wohl der Wahrheit am nächsten, wenn er auf die Worte Péguys über „sein nicht gewöhnliches Leben“, seine einer Bestimmung dienende „Laufbahn des Leids und des Elends“ hinweist und meint, daß er gleichsam als ein treuer Schäferhund bei der Herde der Gefährdeten bleiben, nichts vor ihnen voraushaben wollte und auf die notwendige Gnade vertraute, um aus der Tiefe seines sündigen Zustandes heraus für sie Zeugnis abzulegen.

Trotz der geheimen Wunde, die dieses Abseitsstehen für Péguy bedeutete, sind ihm Gnaden überreich zuteil geworden und werden ihm immer wieder durch das Gebet geschenkt: „Ich bin ein Sünder“, pflegt er zu sagen, „aber ich bete soviel und habe soviele Gnaden.“ Zugleich fühlt er immer zwingender den Auftrag seines Engels, schöpferisch zu werden; er weiß, daß die alte Welt, deren Gebrechen er aufzeigt, nicht durch Vernunftschlüsse, sondern nur durch Erschaffenes überwunden werden kann. „Man muß schöpferisch sein, nicht demonstrieren und erklären“, sagt er einmal: „Pascal begründet zuviel, ich erschaffe“ — „moi je crée.“ Und es ist wie ein Diktat, das ihn treibt, der große Zwang der Inspirierten, den schon ein Jeremias in Worte zu fassen suchte. „Die Hand muß unter dem Kopf laufen, die Feder muß unter der Hand laufen, wie das Pferd, das man zu Tode reitet“, sagt er und weiß innerlich, daß ihm für die Erfüllung seines Auftrags nur eine knappe Lebensspanne vergönnt ist. Und so geht aus all dem Schweren, das ihm gerade diese letzten Jahre bringen — der trotz des Kindersegens wenig glücklichen Ehe; dem Zerwürfnis mit nahen Freunden: Maritain, Psichari, Sorel; dem ständigen Ausbleiben einer Resonanz; den finanziellen Nöten und der Ge-

fährdung der „Cahiers“ — geht aus allen Sorgen sein Werk immer strahlender hervor.

Als erste tritt wieder die Heilige seiner Jugend zu ihm, und es entsteht das „Mysterium von der Liebe der Jeanne d'Arc“: kein Schauspiel mehr mit dramatischen Begebenheiten, sondern als äußerer Rahmen ein von Monologen unterbrochenes Gespräch, das die junge Jeanette mit Hauviette, ihrer Freundin und der Nonne Madame Gervaise, die gewissermaßen die Kirche verkörpert, an einem Sommermorgen des Jahres 1425 in der burgundischen Landschaft führt. So erleben wir, erlebt die erstarrte „moderne Welt“ — es ist Péguy, der spricht —, „wie in diesem christlichen Volke die Heiligkeit gewissermaßen ganz allein groß wurde, ganz einfach, ohne sich selbst zu kennen, nicht durch Kasteiungen, nicht durch die Kelter gepreßt, sondern buchstäblich inmitten der Erde, wie eine Blume des Landes, eine starke und lebendige Pflanze.“ Und es ist wieder das alte Thema, das sich als innerer Kampf in Jeannettes Seele abspielt: Wird sie sich, da das Elend, die Verdammnis fort-dauern, gegen Gott auflehnen, wird sie verzweifeln oder die Heilige werden, „der es gelingt“? Die Klage bleibt bestehen, aber sie ist nicht mehr Empörung: Jeanne leidet das Leiden Christi, Gottes mit, der zusehen muß, wie die Menschen in ihr Verderben gehen. Und ihr Ruf geht ein in den Liebesdrang der Gemeinschaft der Heiligen, die für die Rettung der armen Sünder da ist. So kündigt sich am Ende das Motiv der Hoffnung an.

Hoffnung, das ist das große Thema der nun folgenden Mysterien: der „Vorhalle des Mysteriums der zweiten Tugend“ — womit die zweite theologische Tugend: eben die Hoffnung gemeint ist — und dem „Mysterium der Unschuldigen Kindlein“. In beiden ist es Gott, der durch den Mund der Madame Gervaise spricht. Als Péguy diese Mysterien schreibt, ist ihm nicht freudig zu Mute: Es ist die Zeit, in der er die eine große Liebe seines Lebens der inneren Stimme zum Opfer bringt, die ihn auf dem „Wege der Ehre“ festhält. Und er gesteht, sie seien eine Vorwegnahme von etwas gewesen, was er bis dahin nie geübt habe. Und doch entsteht ein Werk von einer Jugendfrische und beschwingten Heiterkeit, das in dieser schwülen, beklommenen Zeit wie ein Wunder wirkt; es ist wie ein lange verschütteter Quell, der plötzlich aus der Tiefe hervorbricht. So wie das „Mystère de la Charité“ erstmals wieder die romantisierte, historisierte „Jungfrau von Orleans“ von ihrem Firnis befreite und Fleisch und Blut verlieh, scheint hier eine der lächelnden Engelsgestalten der Kathedralen von Reims oder Chartres Leben zu gewinnen, da uns das „kleine Mädchen Hoffnung“ entgegentritt, das sich nur scheinbar von den zwei großen Schwestern — Caritas und Fides — an der Hand führen läßt, sie aber in Wahrheit mit sich fortzieht, — die kleine Hoffnung, die bei der großen Prozession mit den Guirländen spielt und zwanzigmal den gleichen Weg hin- und zurückläuft, so wie sie uns zwanzigmal den gleichen Weg machen läßt, der uns immer wieder neu vorkommt, — die Hoffnung, die uns durch ihr Spiel auf unserem Kreuzweg geleitet und so dem ewigen Heil entgegenführt.

Dieses kleine Mädchen Hoffnung ist nicht nur eine Arabeske im Werke Péguy's, sondern eine zentrale Gestalt, ohne die ihm die Welt und das Verhältnis Gottes zum Menschen nicht erklärlich wäre. Denn ohne sie würde auch die Gnade in der Welt alt werden; sie allein wirkt der Gewohnheit,

der Erstarrung, dem Alpdruck des „vieillessement“ entgegen. So ist sie die eigentliche Tugend der Schöpfung, jener Beginn und ständige Wiederbeginn, ohne den nichts sein würde. Und sie gibt denn Péguy auch die Kraft, daß er am „Monde Moderne“ nicht verzweifelt und einen Gedanken ausspricht, der bei Pascal stehen könnte: „Soviel Unwissen ist schon ein Beginn von Unschuld . . . nicht ungestraft läßt Gott ein Jahrhundert so töricht sein . . . Wenn eine große Not, ein Gefallen an einer gewissen Not in der Weltgeschichte erscheint, so besagt das, daß das Christentum nicht fern ist.“

Wie Pascal sieht sich nun auch Péguy unwillkürlich zur Theologie geführt als dem „Mittelpunkt aller Wahrheiten“. Es ist ein ganzer Katechismus, der sich aus diesen Werken der letzten Jahre ablesen läßt und dabei in seiner Dichtung keine dürre Allegorie, sondern echtes und blutvolles Leben geworden ist, wie wir es am Beispiel der „jungen Hoffnung“ gesehen haben. Unmöglich, im Rahmen eines Aufsatzes auch nur die größten Kostbarkeiten auszubreiten — wie etwa das Lob der Nacht, die Christi Leichnam umhüllte, mit dem das zweite Mysterium schließt, oder die wunderbare Stelle über die von Christus geführten und auf Gott zustrebenden Flotten der Gebete in den „Innocents“, das großartige epische Gedicht über seinen Pilgergang nach Chartres oder die Gebete an die Muttergottes in der Kathedrale. Es muß genügen, zum Schluß noch auf das Kernstück seines religiösen Denkens hinzuweisen, das seit etwa 1909 seine Schriften wie ein Leitmotiv durchzieht, um in der „Eve“ seine dichterische Erfüllung zu finden: das „Mysterium der Inkarnation“.

Wie Pascal denkt auch Péguy radikal christozentrisch. Die Fleischwerdung des Gottessohnes ist ihm das eine Ereignis, das alles verwandelte und „die einzige Ordnung“ in die Welt brachte, „die es jemals in ihr gegeben hat.“ Dieses Ereignis ist zunächst ein einmaliger historischer Vorgang, aber auf ihn hin ist schon — bald verborgen, bald vor aller Augen — die gesamte vorchristliche Geschichte gerichtet; es ist das „Vermächtnis der antiken Welt an Jesus“, das in die „Eve“ in Gestalt jener langen Prozession eingegangen ist, in der nicht nur Israel, sondern ebenso die römischen Legionäre und Hannibal mit seinen Elefanten, die griechischen Weisen, Dichter und Heroen, die Bittflehenden, die Chöre des Äschylos und des Sophokles, in der „jedes menschliche Streben“ in Christus seinen Erben findet. Und so ist es — wir hören Bergson im Unterton — eine „unendliche Vergangenheit“, die, um „eine unendliche Zukunft zu eröffnen“, durch einen „gewissen Keimungspunkt der Gegenwart . . . einen geheimen Gipfel, eine Krönung in Schweigen und Schatten“ hindurch muß. Es ist Mariä Verkündigung, von der Péguy hier spricht und der seine Verehrung ebenso gilt wie Christi Geburt. Vielleicht sind es die reinsten und zartesten Verse der „Eve“, in denen der Dichter mit Ochs und Esel vor dem schlafenden Kinde steht und die unendliche Jugend des Erlösers und durch ihn der ganzen Schöpfung durch das Bild des kindlichen Blutes erfährt, das im blauen Geäder unter der frischen und durchsichtigen Haut pocht. „Christus selbst ist fleischlich gewesen“, diese Wahrheit wird von Péguy ohne eine Spur von Profanierung, aber in aller Realität gesehen — am ergreifendsten wohl in der „Passion“, die dem „Mystère de la Charité“ eingefügt ist und in der Christus am Kreuze sein irdisches Leben noch einmal vorüberziehen sieht: auch die Jahre, in denen

er Tischler war und den guten Geruch des Holzes atmete, wenn er die schöne braune Rinde mit der Axt abschälte.

Die Inkarnation ist ein geschichtliches Ereignis, aber zugleich ist sie der zentrale Vorgang, der der menschlichen Situation für alle Ewigkeit ihren Sinn verleiht. Für Péguy ist sie nicht ein Wunder, das außerhalb der sonstigen Schöpfungsordnung stünde, sondern nur ein „hervorragender, ein Grenzfall, eine Konzentration auf einen Punkt jener ständigen Einzeichnung des Ewigen in die Zeitlichkeit, des Geistlichen in das Fleischliche, die für die Organisation jedes menschlichen, jedes stofflichen Lebens den Angelpunkt . . . bedeutet.“ Péguy scheidet dabei in aller Schärfe, so wie Pascal seine Ordnungen trennt. Das Fleischliche unterliegt der Abnutzung, der Erbsünde, dem „vieillissement“, und das Ewige in seiner Reinheit ist von ihm aus durch keine Entwicklung und durch keinen Sprung zu erreichen: einzig durch Christus wurde beides zusammengefügt. So ist etwas entstanden, was Péguy nach der Schöpfung von Leib und Seele die „dritte Schöpfung“ nennt: die Verbindung und die gegenseitige Abhängigkeit des Zeitlichen und des Ewigen. Denn auch das Ewige — und das gilt entsprechend von jeder geistigen Substanz — „ruht im Feldbett des Zeitlichen“ und ist seinen Reibungen und Verzögerungen unterworfen: Wir sehen, Péguy ist ein entschiedener Gegner aller reinen Spiritualisierung. Und es ist andererseits die ganze Natur, der ganze Mensch in seiner unlöslichen Einheit, der durch Christus gerettet werden und auferstehen wird, wie es Péguy in der gewaltigen Vision seiner „Eve“ schildert. Denn Seele und Leib, sagt er im Mysterium der Hoffnung, „sind vereint wie zwei zum Gebet gefaltete Hände und werden so zusammen ins ewige Leben eintreten oder wie zwei gefesselte Fäuste ewiger Gefangenschaft verfallen.“ Daraus folgt für Péguy auch die Größe und die Verantwortung des Menschen: Der menschlichen Freiheit ist es kraft göttlicher Gnade überlassen, das Vergängliche zusammen mit dem Ewigen zu retten oder das Vorhaben Gottes zu vereiteln. Öffnet sich aber der Mensch der Gnade, wie sie in Gestalt der jungen Hoffnung immer wieder an ihn herantritt, dann ist dank des Mysteriums der Inkarnation auch der Alpdruck des „vieillissement“ überwunden. Dann vermag sich das Ewige in der unaufhörlichen Neugeburt in der Zeit, der ständigen Fleischwerdung der Zeit im Geschehen zu verwirklichen; dann ist die Vollendung der Schöpfung, die in der Einswerdung des Menschen mit Gott besteht, einen Schritt näher gerückt.

In diesem Erleben der Inkarnation hat Péguy die Antwort auf die Heilsfrage gefunden, die ihm immer auf der Seele brannte, und hier — in ihrer dichterischen Verkündigung — liegt seine wesentlichste Botschaft an die Zeit. Gewiß sind seine Erkenntnisse nicht neu; sie stehen vielmehr in einer großen christlichen Tradition, die vor allem auf die griechischen Kirchenväter hinweist. Aber große Wahrheiten müssen in jeder Zeit wieder neu empfunden, neu inkarniert werden, und das hat Péguy mit einer, man kann schon sagen visionären Gewalt getan. Damit hat er aber die große lebensbejahende und diesseitsfreudige Strömung der Zeit, die einen Nietzsche zum nihilistischen Umsturz aller Werte führte und einem Rilke den Zugang zur christlichen Wirklichkeit verbaute, in eine fruchtbare Bahn gelenkt und unter den Schutz des „kleinen Mädchens Hoffnung“ gestellt.

Mag er sich selbst auch stets nur als den „guten Sünder“ gefühlt haben, so ist doch sein Leben zumindest eine Art Vorentwurf jener Heiligen gewesen, denen „es gelingt“, deren die Zeit bedarf und denen seine Liebe gehörte: deren Heiligkeit sich „mühsam, schmerzlich, heiliglich aus der Erde herausarbeitet“, die um so heiliger sind, je mehr sie ihre menschliche Aufgabe erfüllen, die die Gesundheit selbst sind — „die höchste, festeste, tiefste geistige Gesundheit“ — und die „im Gleichgewicht, nicht in einer Entstellung des Menschlichen leben“. Péguy's Leben hat Züge solcher Heiligkeit; es ist ein Zusammenklang von Leben und Werk, Gedanken und Tat. So wird man nicht fehlgehen, daß hier einer der Gründe für seine faszinierende Wirkung auf das junge Frankreich zu suchen ist, das nach einer solchen Einheit, nach einem „engagement“, wie es das nennt, verlangt.

Es macht diese Gestalt nur vertrauter, daß sich der Mensch Péguy noch nicht ganz „aus der Erde herausarbeitete“, daß der Wein noch nicht völlig ausgereift war, als ihn die große Kelter erfaßte. Péguy hat den Tod gefunden, durch den er ewig jung geblieben ist und den er ersehnte: „In voller Blüte, unvollendet im Kampfe fallen — das ist es, was den Göttern fehlt...“ Er liebte sein Vaterland mit einer heißen Liebe, die immer wieder in seinen Schriften durchbricht und die nur deshalb nicht jedes Maß übersteigt, weil er auch Frankreich im Rahmen des göttlichen Heilsplanes sah, wo er ihm freilich einen hervorragenden Platz zuerkannte. Den Konflikt sah er lange voraus und lebte seit 1905, als die warnende Fanfare seiner Schrift „La Patrie“ eine weitere Öffentlichkeit einen Augenblick aufhorchen ließ, immer im Schatten des Kommenden. Am 1. August 1914 zögerte er nicht eine Sekunde, die Feder aus der Hand zu legen. Dann ist es wie eine Lösung der Spannung und eine Vorbereitung auf die „Pax aeterna“. Seine letzten Briefe aus dem Felde sprechen immer wieder von dem großen Frieden, der nun um ihn sei. Am 5. September, dem Tage, da Joffre die Marneschlacht einleitet, führt er seine Kompanie auf einem Kornfeld zur Attacke: „Tirez, mais tirez, nom de Dieu!“ Eine Kugel durchschlägt ihm die Stirn, und so wird ihm der Tod, den die Seligpreisungen seiner „Eve“ gekündet hatten:

„Selig, die in den großen Schlachten fielen,
die hingestreckt vor Gottes Antlitz liegen...“

In großen Zügen ist damit ein Bild vom Wesen Péguy's entworfen, ein Bild freilich, das seinen Gegenstand nur sehr unvollkommen wiederzugeben vermag. Denn gerade von Péguy läßt sich kein Extrakt herstellen, ohne daß das Wertvollste dabei verloren ginge. Zum Schluß wenigstens noch ein kurzes Wort über den Stil dieses Dichters der Inkarnation.

„In seiner harten Arbeit“, sagt Péguy, „hat der Schreibende teil an der Ordnung der Schöpfung, an der Inkarnation; seine Sendung besteht darin, die gesamte lebendige Wirklichkeit auszudrücken; durch ihn wird der Geist im Zeitlichen eingezeichnet.“ Péguy's Stil strebt auf dieses Ziel hin: Das zeigt seine Prosa, zeigen seine freien Rhythmen oder die gemessene Prozession seiner Vierzeiler; es ist immer wie ein großes Kommen und Gehen der Wogen. Wir sehen ein Motiv, es wird von der nächsten Welle aufgenommen, sodann, immer ein wenig verwandelt, von der übernächsten und so fort,

zuweilen in endlos scheinender Reihe: ein neues Thema meldet sich und verschwindet wieder, um erst nach mehreren Wellenschlägen wieder aufzutauchen und sich — lange nach der eigentlichen Durchführung — abermals wie eine kurze Erinnerung zu melden. So entsteht ein Ineinanderspiel und eine kontrapunktische Stimmführung, die an große Fugen erinnert. Dieser eigenartige Rhythmus hat dabei nichts Künstliches; er ist wie eine Naturkraft, und so hat man ihn treffend mit der Bewegung des Meeres verglichen. Das ist Péguys Annäherung an die Wirklichkeit, und es trifft in gewissem Sinne zu, daß hier die Bergsonsche Philosophie mit ihrer Auflockerung des Zeitbegriffs, dem Hineinstellen der Gegenwart in die Dauer, in den Rhythmus des Zeitablaufs, ihren dichterischen Ausdruck gefunden hat. Aber zugleich ist diese Dichtung ohne Verschwommenheit, von klassischer Klarheit und Größe in den Konturen. Wie bei Claudel zeigt sich eine nahe Verwandtschaft mit der Liturgie der Kirche, vor allem den Bittgebeten und Orationen, jener wunderbaren Einheit aus der Urkraft hebräischer Psalmen, aus antikem Rhythmus und christlicher Innerlichkeit. Aber, anders als bei Claudel, ist es nicht der große feierliche Orgelton, den Péguy erklingen läßt: auch wenn er große und erhabene Themen anschlägt — wie in der Auferstehung der Toten —, tönt immer die Sprache des Volkes heraus, die Sprache seiner Vorväter und seiner ersten Kinderjahre, die zugleich eine ursprüngliche Beziehung zum alten Frankreich herstellt, zum Frankreich des heiligen Ludwig und seines getreuen Joinville, der Jeanne d'Arc und des François Villon.

Es ist eine große Welt, die ewige Welt des christlichen Abendlandes, die Péguy so auf seine Weise erschließt. Freilich bedarf es dazu einer Voraussetzung: Man muß sich von der Hast und der Zusammenhanglosigkeit des modernen Lebens freimachen und sich ganz dem großen Rhythmus dieses Wogenschlags hingeben. Dann kann Péguy zu noch mehr als einem literarischen Erlebnis werden. Dann kann seine Botschaft auch bei uns Fleisch und Blut gewinnen, sich inkarnieren. Und es ist eine Botschaft, die uns angeht. Die „metaphysische Revolution“, die sich damals um 1900 ankündigte, ist inzwischen weitergegangen. So sind wir für vieles empfänglicher und bereiter, aber auch bedürftiger geworden.

Die nihilistische Versuchung ist noch nicht überwunden und mit ihr die „Sünde Verzweiflung“. „Eine Heilige müßtest Du senden, der es gelingt.“ Gilt das nicht auch für uns? Und bedürfen wir nicht mehr denn je des Spiels und der geleitenden Hand des kleinen Mädchens Hoffnung?

Hemmungen

Von GEORG STRASSENBERGER S. J.

Wir kennen sie alle, wenigstens von andern her; wir sprechen von ihnen und fühlen sie als lästige Beigabe, wenn nicht als schwere Belastung des Lebens — jene inneren, halbbewußten oder unbewußten Widerstände, die wir als Hemmungen bezeichnen.

Schon das einfache Reden kann darunter leiden: für manchen Menschen ist allein die Tatsache, seine eigene Stimme zu hören, so beengend und be-